

Im letzten Kapitel werden die Untersuchungen und Beobachtungen zusammengefaßt und für eine Datierung ausgewertet. Außerordentlich wichtig ist es, daß es dem Verfasser gelingt, die Einheitlichkeit vom Grotta-Oscura-Fundament und pentelischem Oberbau überzeugend zu beweisen. Ein zeitlicher Materialvergleich mit anderen Bauten erbringt ein Datum, das dem der pentelischen Kapitelle entspricht. Der Verfasser vermag noch eine wichtige Beobachtung hinzuzufügen: das Grotta-Oscura-Fundament erhebt sich auf einer Aufschüttung, die im Zusammenhang mit der Hafenerweiterung und dem Bau des Pons Aemilius steht. Das Fundament kann also nicht, wie man bisher angenommen hat, einem Vorgängerbau angehören (da es von dem pentelischen Tempel sonst nur durch eine kurze Zeitspanne getrennt wäre).

Abschließend geht der Verfasser auf die Benennung des Tempels ein. Er referiert dabei eine noch nicht erschienene Arbeit von F. Coarelli (S. 37). Danach wäre der Tempel mit dem in der Überlieferung genannten Tempel des Hercules Invictus ad portam Trigeminam zu identifizieren. Selbst den Stifter vermeint Coarelli durch Kombination ausfindig gemacht zu haben, den Kaufmann Octavius Herrenus. Dies klingt alles sehr überzeugend, doch sind zur Überprüfung erst die genauen Darlegungen Coarellis abzuwarten.

Abschließend hebt der Verfasser nochmals die Bedeutung dieses frühesten uns erhaltenen Marmortempels in Rom hervor, an dem sich der griechische Einfluß so klar ablesen läßt: von einem griechischen Architekten geplant und von einer einheimischen römischen Bauhütte ausgeführt (ausgenommen die Kapitelle), die in Marmorarbeiten noch wenig geübt sich in verschiedenen Ungereimtheiten verrät (S. 38 f.).

Diesem klar gegliederten, sachlichen Text, der die ältere Literatur in allen Einzelheiten verarbeitet hat, mit der peinlich genauen Bestandsaufnahme ist zur Dokumentation ein überaus reicher Tafelteil von hervorragender Bildqualität beigegeben. 23 Klapptafeln mit Schnitten, Grundrissen und Aufmessungen verhelfen, den Text genau zu verfolgen.

Es bleibt zu hoffen, daß diese vorbildliche Bestandsaufnahme und Bearbeitung auch auf die weiteren stadtrömischen Bauten ausgedehnt wird.

Karin Polaschek

Heinz Günter Horn, *Mysteriensymbolik auf dem Kölner Dionysosmosaik*. Beihefte der Bonner Jahrbücher Bd. 33; XII u. 160 S., 60 Abb. Rheinland-Verlag, Bonn 1972. 32,— DM.

Das rund 7,00 × 10,60 m große Mosaik ist mit 32 Bildtafeln dekoriert und zeigt als Zentralbild den trunkenen Dionysos. Seit seiner Entdeckung im Jahre 1941 ist der Fund in mehreren Beiträgen und zwei Monographien behandelt worden. Nach der allgemein vorherrschenden Meinung handelt es sich bei der Bildkomposition um die Darstellung einer üppigen Mahlzeit. „Die erlesenen Speisen, die delikatsten Gänge und das Amüsement zur Unterhaltung einer ta-

feindlichen Gesellschaft sollten auf dem Boden wiedergegeben werden.“ Dabei ist die Auswahl der Bilder unter ästhetischen Gesichtspunkten erfolgt. — Das Mosaik befand sich in einem Speisesaal, an den sich eine Küche anschloß.

Demgegenüber unternimmt Verf. in der vorliegenden Arbeit den Versuch, dem Mosaik eine andere Deutung zu geben. Er sieht in den 32 Bildern eine „Sammlung religiöser Darstellungen“, die „in ihrer Gesamtheit allein den dionysischen Mysterien entstammen. Das Mosaik ist nicht nur ein Zeugnis der Kunst, sondern auch der Dionysosreligion der römischen Kaiserzeit“. Die bei der Bewertung des Kunstwerkes zugrunde gelegten ästhetischen Gesichtspunkte sind nur formaler Natur. Darüber hinaus aber sieht Verf. in der Bildkomposition einen religiösen Inhalt.

Daß das Zentralbild, die sechs oktogonalen Felder und die vier um das Zentralbild angeordneten quadratischen Bildfelder auf den Dionysosmythos hinweisen, dürfte wohl niemand ernstlich bezweifeln. Wie aber steht es mit den 17 Bildern der Randzone? Hier sieht man unter anderem eine Akanthusranke, Muscheln, Feigenbaum, Tauben und Krater, Stern, Enten, Pfau, Fuchs. Zwei Randbilder zeigen jeweils ein zweirädriges Wägelchen. Das eine ist mit Rechen und Sichel beladen und wird von zwei Papageien, das andere, mit Trauben gefüllt, von zwei Perlhühnern gezogen. Verf. sieht in den Wägelchen jeweils eine dionysische Getreideschwinge (Liknon) auf Rädern. Auf vier weiteren quadratischen Bildfeldern sah man ursprünglich je ein Gefäß mit Inhalt. Aber nur drei davon sind noch erhalten: ein Krater mit Äpfeln, ein Kalathos mit Kirschchen und ein Krater mit nicht mehr bestimmbar Fruchten.

Unter Aufbietung eines umfangreichen, gelehrten Apparates, der dem Verf. als Kenner antiker Literatur alle Ehre macht, wird der Symbolgehalt jedes einzelnen Randbildes eingehend erörtert und zum Dionysoskult in Bezug gebracht. Die Beweisführung steht aber zuweilen auf schwachen Füßen. So läßt Verf. die Getreideschwinge, die, wie er selbst ausführt, getragen wird, die Größe eines zweirädrigen Wagens annehmen, in dem zwei Personen Platz finden (S. 61 f.). Daraus folgert Verf.: „Auch hier scheint es sich nämlich um ein Liknon mit Rädern zu handeln.“ Gleich anschließend heißt es dann aber apodiktisch: „Dionysos steht also in einer Getreideschwinge.“ An einer anderen Stelle (S. 127): „Die mystische Traube wurde möglicherweise gegessen; die Begegnung mit Dionysos bestand also in einer Art Kommunion.“ Aus Redewendungen wie „möglich“, „wahrscheinlich“ kann man aber keinen Schluß ziehen, der apodiktisch formuliert ist. Solchen „Scheinargumenten“ kann Rez. leider nicht folgen.

Kommen wir zur Gesamtkomposition des Kölner Dionysosmosaiks. Es gibt meines Erachtens keinen Anlaß, die Darstellung eines üppigen Mahles so verschlüsselt anzudeuten, wie dies für das Kölner Mosaik angenommen wird. Denn auch im Kreis der Mysterienreligionen finden sich Beispiele für realistische Darstellungen: so zum Beispiel das Leda-Mosaik von der Johann-Philipp-Straße in Trier, das eine „illustrierte Menükarte“ mit vielen Gängen wiedergibt; das Relief von Konjica, das Mithras und Sol auf der Kline beim Liebesmahl darstellt. Zweifellos macht sich Verf. über seine Beweisführung selbst

Gedanken, wenn er zusammenfassend zu dem Ergebnis kommt: „Das Kölner Dionysosmosaik ist wahrscheinlich eine ganze Sammlung solcher Mysterienbilder“ (S. 127).

Bis zur wirklich überzeugenden Klärung mag es beim alten bleiben. Das Kölner Dionysosmosaik ist Ausdruck übersprudelnder Lebensfreude und geselliger Unterhaltung. Eingestreut in das dionysische Geschehen sind gegenständliche Füllornamente, die besonders die Randzone des Mosaiks betonen. Der Betrachter sollte sich beim Anblick des Mosaiks schlechthin freuen, ohne ein gelehrtes Kompendium zur Symbolik des Dionysoskultus konsultieren zu müssen. Insofern mag der Satz des Verf. Geltung behalten (S. 127): „Die Uneingeweihten blieben im Vordergründigen, im Alltäglichen stecken. Sie gaben sich damit allerdings zufrieden, da sie um das ‚Mehr‘ nicht wußten.“

Lobend hervorgehoben sei die subtile philologische Arbeitsweise des Verf., bei der aber die archäologischen Fakten zu kurz kommen. Dank gebührt ihm für das mit Fleiß zusammengetragene Sachbuch, das über den Dionysoskult und seine Symbolik informiert. Jeder Leser wird das Sachverzeichnis begrüßen. Die Beigabe einer Konkordanzliste für die Zählung der Bildfelder nach Fremersdorf und nach Doppelfeld wäre erwünscht. Bei der Erwähnung eines Speisesaals mit anschließender Küche (S. 2) verweist Verf. auf Bild 1. Der Vollständigkeit halber sollte man bei einem solchen Hinweis aber auch die Lage der Küche im Plan eintragen. Hohe Anerkennung verdienen Druckerei und Verlag, die dem Werk eine würdige Ausstattung gegeben haben. Dabei sei auch der altruistischen Arbeit der Redaktion gedacht, die mit viel Akribie Satz und Druck überwacht hat.

Wilhelm Reusch

Gy. Acsádi and J. Nemeskéri, History of Human Life Span and Mortality. Akadémiai Kiadó, Budapest 1970, 36,60 DM.

In der paläodemographischen Forschung, die auf eine 40jährige Geschichte zurückblickt und ständig an Interesse gewinnt, steht Prof. Dr. Janos Nemeskéri (Demographisches Forschungsinstitut des Statistischen Zentralamtes Ungarns, Budapest) an vorderster Stelle. Mit dem vorliegenden Buch geben Nemeskéri und Acsádi, Verfasser zahlreicher Einzelstudien (auch deutschsprachiger), eine umfassende Darstellung des relativ jungen Wissensgebietes, seiner Ziele, Methoden und Ergebnisse.

Wie alt wird der Mensch höchstens? Von der naiven, ursprünglichen Frage ausgehend, gelangt die Paläodemographie in enger Zusammenarbeit mit Archäologie, Anthropologie und Medizin zu immer bedeutsameren und schwierigeren Problemstellungen. Die Maximalspanne des Menschenlebens wird gegenwärtig für Frankreich, Schweden, Holland und Schweiz auf 110 ± 10 Jahre geschätzt (Seite 24, Tafel 4 nach P. Vincent, *La mortalité des vieillards. Population* [1951], 181—204). Die Lebenserwartung bei Geburt — dieser demographische Grundbegriff wird ausführlich erklärt (Seite 29 ff.) — lag im